

Heike Friesel-Wark

Supervision in Mesoamerika: Herausforderungen in einer traumatisierten Postkonfliktgesellschaft.

Eine Rezension

Duque, Vila & Rohr, Elisabeth (Hrsg.) (2021): Supervision in Mesoamerika: Herausforderungen in einer traumatisierten Postkonfliktgesellschaft. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Die vorliegende Publikation „Supervision in Mesoamerika. Herausforderungen in einer traumatisierten Postkonfliktgesellschaft“ erschien 2018 bereits als spanischsprachiger Band in deutscher Übersetzung mit dem Titel „Wie reite ich ein totes Pferd? – Herausforderungen der psychosozialen Supervision in Mesoamerika“. Diese Metapher, die sich auf ein bekanntes Sprichwort der Dakota-Indigenen bezieht, besagt, dass man von einem toten Pferd absteigen sollte, statt es weiter zu reiten (vgl. S. 13). Im übertragenen Sinne geht es darum, die Gegebenheiten so wie sie sich real darbieten anzunehmen und sich damit emotional auseinanderzusetzen bzw. sich der damit verbundenen Herausforderung der Annahme von „Veränderung und Wandel“ (ebd.) zu stellen. Diese Metapher begleitet den*die Leser*in über das gesamte Werk, sie bildet einen zentralen, immerwährenden Bezugspunkt, der dem einführenden Verstehen der traumatischen Szenen von Ausweglosigkeit, Verzweiflung und Lähmung, aber auch von aufkeimender Hoffnung und Lichtblicken, wie sie von den Autor*innen aus unterschiedlichen Blickwinkeln eindrücklich geschildert werden, sehr dienlich ist.

Nebst einem Vorwort zur deutschen Ausgabe, Grußworten und der Einleitung, ist das Buch in vier Hauptabschnitte gegliedert. Im ersten Kapitel werden von den beiden Herausgeber*innen die Voraussetzungen und Bedingungen der pionierhaften Implementierung einer Supervisionsausbildung in Guatemala geschildert. Hier werden zunächst von Vilma Duque die strukturellen und finanziellen Rahmenbedingungen, ebenso die im Buchverlauf verwendete Namensweiterung der „psychosozialen Supervision“, erläutert. Diese Namensweiterung erweist sich als notwendig, um einerseits eine stärkere

Akzeptanz mit dem in Guatemala negativ konnotierten Begriff der Supervision als „Übersicht verschaffen“ im Sinne von „Kontrolle“ (S. 41) zu ermöglichen, und um andererseits an die tradierte, und in psychosozialen Kreisen in Guatemala etablierte, Sicht auf den Menschen als historisches, politisches und soziales Wesen und als „Akteur der Transformation repressiver Bedingungen“ (S. 42) anzuknüpfen. Bereits hier kündigt sich eine besondere Stärke der vorliegenden Publikation an, die genau diese Haltung des Menschen, eingebettet in seinem kulturellen und sozialen System, immer wieder hervorhebt. Die beiden Herausgeber*innen, ebenso wie die weiteren Autor*innen, halten diese Balance einer sozialwissenschaftlichen und einer psychodynamischen sowie einer gruppenanalytischen Sichtweise auf die Problematik des Traumas und lösen diese zu keinem Zeitpunkt zugunsten einer der Sichtweisen auf. Sie schaffen damit die Voraussetzung für eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem, was das Erleben eines jahrzehntewährenden Traumas für den Einzelnen und für die Gesellschaft bezogen auf die Bewältigung des individuellen und sozialen Lebens, und hier im Besonderen die Herausforderung der Gestaltung einer beruflichen Perspektive und Zukunft, bedeutet.

Im Beitrag von Elisabeth Rohr zeigt sich die Herausforderung dieses Spannungsverhältnis aufrecht zu erhalten bereits dort, wo die Vermittlung gruppenanalytischer und gruppendynamischer Sichtweisen bei den Ausbildungsteilnehmenden auf Abwehr stößt, weil sie auf ein gesellschaftliches Klima des Misstrauens und der Angst trifft. Kollektives Misstrauen bis hin zur Feindseligkeit untereinander erschweren das Sich-Aufhalten in einer Gruppe, die Nähe zu den Anderen wird als bedrohlich erlebt und das Reflektieren über Gruppenprozesse schürt die Angst vor Verrat und Denunziation. In diesem Zusammenhang zeigen sich bei einigen Teilnehmenden wiederholt Schwierigkeiten, verlässliche und kontinuierliche Strukturen wie Pünktlichkeit und regelmäßiges Erscheinen einzuhalten. Was sich zunächst als ein kulturell unterschiedlicher Umgang bezogen auf das guatemaltekische Zeitverständnis darbietet, wird mit zunehmender Weiterbildungsdauer als Angst und Misstrauen gegenüber dem, was im Gruppenprozess entsteht und Trauma bedingt abgewehrt werden muss, einfühlbar. Es zeigt sich zunehmend, mit unseren „europäischen Augen“ nahezu Unvorstellbares, dass bereits der morgendliche Weg zur Supervisions-Ausbildung sowie der gesamte Alltag von der Gewalt einer Postkonfliktgesellschaft geprägt ist (wie z. B. Überfälle, Raub oder die Bedrohung durch Jugendbanden im Bus, vgl. S. 100 f.).

In diesem ersten Kapitel zeigen Vilma Duque und Elisabeth Rohr auf sehr anschauliche Weise, wie es gelingen kann, ein verlässliches und sicheres Setting und den nötigen Wissenskorpus zur Verfügung zu stellen, gleichzeitig jedoch auch die Bedürfnisse der Gruppe im Blick zu behalten und hier ein gewogenes Verhältnis herzustellen, das mitunter auf recht kreative Einfälle zurückgreift (so das gemeinsame morgendliche Singen), ohne beliebig zu werden. Auch wenn das Buch die Erschwernisse der Etablierung von Supervision in einer Postkonfliktgesellschaft schildert und dies, auf den ersten Blick eher wenige Parallelen mit unserem beruflichen Alltag in Deutschland aufweist, so fühlte ich mich als Supervisorin immer wieder an Szenen meiner eigenen Praxis erinnert. Das Buch liefert einen sehr guten Einblick darin, wie es gelingen kann, mit Widerständen und Abwehrprozessen konstruktiv und auch kreativ umzugehen, gleichzeitig jedoch immer haltend und stützend zu bleiben.

Auf diese Weise wird für den*die Leser*in erlebbar und beinahe greifbar, wie sich die guatemaltekische Strategie „Man bleibt auf dem toten Pferd sitzen und reitet einfach weiter, und tut so, als ob es nicht tot sei, um mithilfe aller möglichen Tricks zu versuchen, es wieder auf Kurs zu bringen“ (S.13), allmählich wandelt und, trotz aller geschilderten Hürden und Rückschläge, einem Gefühl von Hoffnung Platz macht. In den Fallschilderungen der nachfolgenden Kapitel zwei und drei „Essays, Erfahrungen und Reflexionen aus Guatemala“ und „Essays, Erfahrungen und Reflexionen aus El Salvador, Mexiko und anderen Ländern“ liegt die besondere Stärke dort, wo die Autor*innen uns an ihren sehr unterschiedlichen Rollen und Perspektiven teilhaben lassen. So berichtet beispielsweise die Autorin Maricruz Figueroa Portillo in ihrem Beitrag „Aus dem Inneren. Erfahrungen als Supervisandin in Arbeitszusammenhängen in Guatemala“ aus der Rolle als Teilnehmende einer Team-Supervision und als Leiterin einer Team-Supervision. Ein immer wieder aufscheinendes Motiv stellt hier die starke Misstrauenskultur in Organisationen und im zwischenmenschlichen Umgang dar sowie das Trauma bedingte Oszillieren zwischen Vertrauen und Angst, zwischen Nähe und Flucht. Dieses Motiv zieht sich wie ein roter Faden durch die Fallschilderungen, was beim Lesen das Gefühl der Unentrinnbarkeit aus einem Strudel erzeugt. Insofern handelt es sich bei den geschilderten Szenen und Konflikten wahrlich nicht um „leichte Kost“, sondern es wird die innere Bereitschaft benötigt, sich mit den Gräueltaten und menschlichen Abgründen des Guerillakrieges und seiner Spätfolgen auseinandersetzen zu wollen. Diese Schwere wird beim Lesen sehr spürbar,

denn man möchte das Buch manchmal einfach nur weglegen und flüchten, sich nicht mehr damit auseinandersetzen müssen, was es für den Einzelnen und für eine ganze Gesellschaft bedeutet, einem jahrzehntelangen Alptraum ausgesetzt zu sein.

Am eindrücklichsten, und hier exemplarisch für viele andere Szenen, bleibt mir der von Elisabeth Rohr geschilderte Fall von Pedro in Erinnerung (vgl. S. 195-213), bei dem im Vordergrund die Frage der Exhumierung einer Leiche aus einem der vielen Massengräber in Guatemala geht. Im Rahmen eines gruppenanalytischen Supervisionsworkshops berichtet Pedro von seiner Arbeit und den wiederholt sehr langen Reisen (fünf Stunden) zu einem weit entfernten indianischen Dorf im Norden des Landes, wo er half, die Exhumierung eines Massengrabs vorzubereiten (vgl. S. 204 f.). Hier kam es nun zu gehäuften Konflikten mit einer indianischen Familie, um die Frage, wo die Leiche des Onkels dieser Familie begraben werden sollte. Mittlerweile lebte die Familie des Onkels nicht mehr in dem Dorf, wo sich das Massengrab befand, sondern sie waren in ein Flüchtlingslager nach Mexiko geflüchtet. Nach umfangreichen Recherchen spürte Pedro die einzige Überlebende der Familie des Onkels, nämlich dessen Tochter, die ebenfalls in Mexiko lebte, auf. Der Streit entbrannte zwischen der Tochter und der weiteren Familie des Onkels, um die Frage des Ortes des Begräbnisses in dem Dorf, wo er gelebt und schließlich auch gestorben war, oder in der Nähe seiner Tochter. Die beiden Parteien konnten sich hier nicht einigen und es entbrannte ein dramatischer Streit, bei dem Pedro zusehends verzweifelter und geradezu gelähmt wirkte. Als Leiterin des Settings lässt Elisabeth Rohr uns an ihrer eigenen Ratlosigkeit und ihrem Gefühl der Ausweglosigkeit und Verzweiflung bei der Lösung dieses Konflikts teilhaben:

„Meine Befürchtung hatte sich verstärkt, dass ich als Fremde diesem Fall nicht gewachsen und nicht in der Lage war, wirklich zu verstehen, worum es eigentlich ging. ... Meine eigene Gegenübertragung nicht entziffern zu können, verwies unmittelbar auf den Fall, den Pedro präsentiert hatte und wo auch er zum Schluss hatte eingestehen müssen, einfach am Ende seines Lateins zu sein. So fühlte ich mich auch und es war deutlich spürbar, wie der Widerstand, Ängste, Befürchtungen und Aggressionen die Gruppe beherrschten und auch in mir auf Resonanz stießen“ (S. 206-207).

Die Gruppe und ihre Leiterin lassen sich jedoch nicht davon entmutigen und erliegen nicht dem nachvollziehbaren Impuls, die vertiefte emotionale Auseinandersetzung zu vermeiden, sondern bitten Pedro das Massaker zu schildern. Hier wird erstmals deutlich, dass die Frauen und Kinder gezwungen wurden, den Folterungen und Hinrichtungen der Männer zuzusehen, die als Kollaborateure der Guerilla gegenüber der Armee denunziert

worden waren. Erst im Zusammenhang mit dieser Schilderung wird eine Einfühlung in die Situation der Tochter möglich, die als kleines Mädchen hilflos dieser Gräueltat zusehen musste und, ebenso wenig wie die umstehenden Erwachsenen, hat helfen können, dem ein Ende zu setzen.

So wurde nachvollziehbar, weshalb die Tochter die toten Überreste des Vaters bei sich haben wollte, „- als späte Wiedergutmachung dafür, ihn allein gelassen zu haben in seiner Todesqual. Zumindest ein würdiges Begräbnis wollte sie ihm bieten und entsprechend der indianischen Maya-Rituale alles dafür tun, dass seine Seele gerettet werden könnte, um auch auf diese Weise ihre eigenen Gefühle der Scham und Schuld zu befrieden“ (S. 208).

Eine Einfühlung in die Situation der Cousins und Cousinen und der Tante war nun möglich, die jahrelang um die Exhumierung gekämpft hatten und sich im Stich gelassen fühlten von der Tochter, die nach Mexiko flüchtete und sie allein ließ mit den schrecklichen Folgen des Massakers.

Das geschilderte supervisorische Vorgehen macht vor allem eines deutlich, nämlich dass es eine innere Zustimmung der Gruppe und der Gruppenleitung dafür braucht, das Trauma zu „containen“, all die Gefühle von Hilflosigkeit, Machtlosigkeit und Regression in sich aufzunehmen und anzuerkennen, was hiermit an Verletzlichkeit und Begrenzung einhergeht. Erst dieser Zugang ermöglicht es, die Nöte von traumatisierten Menschen wirklich wahrzunehmen (vgl. S. 212). Als jemand, die langjährig mit süchtigen und psychiatrisch erkrankten Menschen gearbeitet hat, die häufig tiefgreifenden Traumatisierungen in ihren Familien ausgesetzt waren, verstehe ich dies als ein Plädoyer über das Trauma zu sprechen, vorausgesetzt die Betroffenen können hierüber sprechen, denn nur so werden auch die Gefühle von Solidarität, Anteilnahme und Bezogenheit aufkeimen, die helfen, das Grauen emotional überhaupt ertragen zu können.

Im letzten Kapitel des Buches werden die Ergebnisse einer Evaluation von guatemalteki-schen Teams aus sechs unterschiedlichen Organisationen, die psychosoziale Supervisionsprozesse erhalten haben, dargestellt. Hier stehen die Aspekte der persönlichen und beruflichen Weiterentwicklung und die emotionale Entlastung besonders hervor, die den konstruktiven Nutzen und das weitreichende Veränderungspotential von Supervision zum Ausdruck bringen, das bereits zuvor in den zahlreichen Fallbeispielen angeklungen ist.

Abschließend ein paar Worte zu mir, die in den USA, Mali und Marokko aufgewachsen ist, im Alter von 13 Jahren nach Deutschland kam und hiergeblieben ist. Es ist immer ein großer Balanceakt, das Fremde und das Vertraute so in sich zu integrieren, dass man nicht der Versuchung erliegt, das eine zugunsten des anderen aufzugeben. So ergeht es mir auch heute noch, und das, obwohl ich Deutsche bin und deutsche Eltern habe. Trotzdem bleibt, dass ich in einer anderen Kultur aufgewachsen bin und heute noch mit der Herausforderung konfrontiert bin, vertraut zu sein und dennoch Distanz zu spüren. Um so mehr hat mich das vorliegende Buch berührt, weil es deutlich macht, was alles möglich ist, an Vertrautheit im Fremden!

Zutrauen, die Liebe zum Guten und der Wille zu Verstehen kennzeichnen die Haltung von Vilma Duque und Elisabeth Rohr. Ihnen ist es gelungen, diese Haltung an die Teilnehmenden der Supervisions-Ausbildung weiterzugeben und ihnen Hoffnung zu schenken. Dies hat viel Kreativität und Kraft bei den Teilnehmenden entfaltet. Das tote Pferd wird auf sehr berührende und wertschätzende Weise zum Abschluss noch einmal besungen und die Liebe und die Dankbarkeit werden hier zelebriert:

„Mit Lehrerin und ohne Lehrerin
bin ich auf das tote Pferd gestiegen
und werde nicht herunterfallen“,

„Ich kann mich über nichts beklagen
Gehört zu werden hat mir immer geholfen
Danke Vilma und Elisabeth“!